

(Nachdruck verboten.)

46]

## Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

„Einerlei. Sie sollen sich nicht in fremde Angelegenheiten mischen. Das ist keine Beschäftigung für Frauen.“

„Nun, Du findest doch, daß Marietta sich mit diesen Sachen beschäftigen darf,“ sagte Rechljudow.

„Marietta ist eben Marietta. Aber da will plötzlich, Gott weiß wie, irgend so ein hergelaufenes Ding alle Welt befehlen.“

„Nicht befehlen, sondern einfach dem Volke helfen.“

„Man weiß ohne sie, wer Hilfe nötig hat und wer nicht.“

„Aber das Volk leidet doch Not. Sieh; ich komme so eben vom Lande. Ist denn das notwendig, daß die Bauern sich um ihre letzten Kräfte arbeiten und sich nicht satt essen, damit wir in schrecklichem Luxus leben?“ sagte Rechljudow, in dem die Gutmütigkeit der Tante den Wunsch erweckt hatte, ihr alles zu sagen, was er dachte.

„Ja, du willst wohl, daß ich arbeite und nichts esse.“

„Nein, ich will nicht, daß du nichts ißt.“ erwiderte Rechljudow unwillkürlich lächelnd, „ich will nur, daß wir alle arbeiten und alle essen.“

Die Tante hatte wieder die Stirn und die Pupillen gesenkt und ließ jetzt ihren Blick voll Neugierde auf ihm ruhen.

„Mein Freund, du wirst schlecht enden,“ sagte sie.

„Warum denn?“

In diesem Augenblick trat ein hoher, breitschultriger General ins Zimmer. Das war der Gemahl der Gräfin Tscharskaja, ein Minister außer Dienst.

„Ah, Dmitri, guten Tag!“ sagte er und bot ihm die frisch rasierte Wange dar. „Wann bist Du gekommen?“

Er küßte seine Frau schweigend auf die Stirn.

„Nein, er ist unbezahlbar,“ wandte sich die Gräfin Zekaterina Iwanowna an ihren Mann. „Er will mich an den Fluß schicken, um Wäsche zu spülen, und essen soll ich nur Kartoffel. Er ist ein schrecklicher Thor, aber thu ihm schon zu Gefallen, um was er Dich bittet. Er schwärzt sich schrecklich an,“ verbesserte sie sich. „Hast Du gehört: Die Kamenskaja soll ja in solcher Verzweiflung sein, daß man für ihr Leben fürchtet,“ wandte sie sich an ihren Mann. „Du hättest zu ihr fahren sollen.“

„Ja, das ist schrecklich,“ sagte der Mann.

„Nun, Du kannst mit ihm sprechen, ich muß Briefe schreiben.“

Rechljudow war kaum in das Zimmer neben dem Besuchszimmer getreten, als sie ihm von dort zurief:

„Also soll ich Marietta schreiben?“

„Bitte, liebe Tante.“

„Dann lasse ich noch offen, was Du wegen der Geschorenen wünschst, sie wird ihren Mann schon instruieren. Und er thut es. Glaub' nicht, daß ich böse bin. Deine Schutzbefohlenen sind mir zwar in der Seele zuwider, aber ich will ihnen nichts Böses. Gott behüte sie. Nun geh. Aber abends sei bestimmt zu Hause. Du hörst Kiejewetter. Dann beten wir. Und wenn Du nicht widerstrebst, wird Dir das sehr gut sein. Ich weiß ja, Helene und Jhr alle seid darin sehr zurückgeblieben. Also auf Wiedersehen.“

## Fünfzehntes Kapitel.

Graf Iwan Michailowitsch war Minister außer Dienst und ein Mann von festen Grundsätzen.

Die Grundsätze des Grafen Iwan Michailowitsch bestanden darin, daß, wie dem Vogel eigen ist, sich von Würmern zu nähren, mit Federn und Daunen bekleidet zu sein und durch die Luft zu fliegen, so ihm von klein auf eigen war, sich von teuren Speisen, die von teuren Köchen zubereitet waren, zu nähren, die allerbequemste und teuerste Kleidung zu tragen, und mit den allerfeinsten und schnellsten Pferden zu fahren. Alles das mußte deshalb stets für ihn in Bereitschaft stehen. Außerdem glaubte Graf Iwan Michailowitsch, daß, je mehr Geldbezüge aller Art aus der Kronkasse, und je mehr Orden einschließlich der diamantenen Ordenszeichen

für irgend etwas er erhielt, und je häufiger er mit hochstehenden Personen beiderlei Geschlechts spräche und mit ihnen zusammenträte — es um so besser für ihn sein würde.

Alles übrige hielt Graf Iwan Michailowitsch im Vergleich mit diesen Grunddogmen für nichtig und uninteressant. Alles übrige konnte so oder ganz entgegengesetzt sein. In Gemäßheit dieses Glaubens lebte und wirkte Graf Iwan Michailowitsch seit vierzig Jahren in Petersburg und hatte nach Verlauf dieser vierzig Jahre den Posten eines Ministers erreicht.

Die Haupteigenschaften des Grafen Iwan Michailowitsch, mittels deren er das erreicht, bestanden erstens darin, daß er den Sinn geschriebener Papiere und Gesetze verstand, und, wenn auch unverständlich, brauchbare Schriftstücke aufzusehen und ohne orthographische Fehler zu schreiben verstand; zweitens darin, daß er übermäßig repräsentierte und, wenn nötig, eine nicht nur stolze, sondern auch unzugängliche und majestätische Miene aufsehen, erforderlichenfalls aber auch kriecherisch bis zur Gemeinheit sein konnte; drittens darin, daß er keine allgemeinen Principien oder Maximen hatte, weder moralische noch staatliche, und daß er deswegen, wenn es nötig war, mit allen einer Meinung sein, erforderlichenfalls aber auch mit allen verschiedener Meinung sein konnte. Zudem er so handelte, bemühte er sich nur, den richtigen Ton zu wahren und keinen kraffen Widerspruch mit sich selbst aufkommen zu lassen; ob aber seine Handlungen an und für sich moralisch oder unmoralisch waren, ob aus ihnen das Heil oder ungeheurer Schaden für das russische Reich oder für die ganze Welt erwuchs, dagegen war er vollständig gleichgültig.

Als er Minister wurde, waren nicht nur alle Leute, die von ihm abhingen — und es hingen von ihm eine ganze Menge Beamte und viele von seinen Nächsten ab — sondern auch alle Unbeteiligten und er selbst davon überzeugt, daß er ein sehr verständiger Staatsmann sei.

Als aber eine bestimmte Zeit verstrichen war und er nichts organisiert, nichts vorgezeigt hatte, und nach dem Geseh des Kampfes ums Dasein genau solche Beamte wie er, die ebenso zu schreiben und Papiere zu verstehen gelernt hatten, und ebenso repräsentabel und principienlos waren, ihn verdrängten und er seinen Abschied nehmen mußte — da wurde allen klar, daß er nicht nur kein besonders verständiger, sondern ein sehr beschränkter und wenig gebildeter, wenn auch sehr selbstüberzeugter Mensch war, der sich mit seinen Anschauungen kaum bis zum Leitartikelniveau konservativer Blätter erhob. Es zeigte sich, daß er gar nichts besaß, was ihn von den andern wenig gebildeten und selbstüberzeugten Beamten, die ihn verdrängt hatten, unterschied, und er selbst sah das ein; aber in seiner Ueberzeugung, daß er jedes Jahr mehr Staatsgeld und neue Orden erhalten müßte, machte ihn das durchaus nicht schwankend. Diese Ueberzeugung war so fest, daß nicht einer den Mut hatte, ihm diese Dinge zu verweigern; und er erhielt, teils als Pension, teils als Belohnung dafür, daß er Mitglied einer Staatseinrichtung und Vorsitzender aller möglichen Vereine und Gesellschaften war, jedes Jahr einige zehntausend Rubel, und außerdem von ihm hochgeschätzte Rechte: neue Treffen auf seine Schultern und Hosen aufnähen und Ordensbänder und Emaillensterne an seinem Frack befestigen zu dürfen. Infolgedessen hatte Graf Iwan Michailowitsch sehr hohe Verbindungen.

Er hörte Rechljudow so an, wie er einst die Vorträge seines Ressortchefs angehört hatte, und sagte dann, er werde ihm zwei Schreiben geben, eins an den Senator Wolf von der Klaffationsabteilung.

„Die Urteile über ihn lauten verschieden, aber jedenfalls ist er ein Mann comme il faut,“ sagte er. „Auch ist er mir verpflichtet und wird schon thun, was er kann.“

Der zweite Brief, den Graf Iwan Michailowitsch Rechljudow gab, war an eine einflußreiche Persönlichkeit in der Kommission für Bittgesuche gerichtet. Die Angelegenheit der Fedosja Birinkowa, wie Rechljudow sie ihm erzählte, interessierte ihn sehr. Als Rechljudow ihm mitteilte, er wolle darüber der Kaiserin einen Brief schreiben, sagte er, „der Prozeß sei wirklich sehr rührend und man könne ihn bei Gelegenheit einmal erzählen. Aber versprechen könne er nichts. Die Bittschrift ginge ihren Gang.“ Wenn aber, dachte er, die Gelegenheit

kommt, wenn man en petit comité beisammen ist, dann kann man ja darüber sprechen.

Nachdem Nechljudow beide Briefe vom Grafen und das Schreiben an Marietta von der Tante in Empfang genommen, machte er sich sofort auf den Weg.

Vor allem begab er sich zu Marietta. Er hatte sie bereits als halberwachsenes Mädchen und Tochter einer unbegüterten, aristokratischen Familie gekannt, wußte, daß sie einen Mann geheiratet, der Karriere machte, und von dem er unschöne Dinge gehört. Es war für Nechljudow stets ein schweres, quälendes Gefühl, sich an einen Menschen, vor dem er keine Achtung hatte, mit einer Bitte zu wenden. Er fühlte in solchen Fällen stets Unzufriedenheit und inneren Zwiespalt: sollte er bitten oder nicht bitten — er entschied sich aber stets dafür, zu bitten. Abgesehen davon, daß er das Schiefe dieser Lage als Bittsteller Leuten gegenüber empfand, die er nicht mehr für die Seinigen hielt, die ihn aber für den Ihrigen hielten, fühlte er, daß er wieder in das frühere gewohnte Geleise geriet und unwillkürlich in den leichtsinnigen und lagen Ton verfiel, der in diesem Kreise herrschte. Er hatte diese Erfahrung schon bei der Tante Katerina Iwanowna gemacht; heute morgen, als er mit ihr über ganz ernste Sachen sprach, war er bereits in einen scherzhaften Ton verfallen.

Ueberhaupt machte Petersburg, das er lange nicht besucht, einen physisch-aufmunternden und moralisch-abstumpfenden Eindruck auf ihn; da war alles so sauber, bequem, wohl-eingerichtet und namentlich waren die Menschen moralisch so anspruchslos, daß das Leben ganz besonders leicht erschien.

Ein schöner, sauberer, höflicher Kutscher fuhr ihn an schönen, höflichen, sauberen Schuhleuten vorüber auf schönem, sauber gewaschenem Pflaster, an schönen, sauberen Häusern vorbei zu dem Hause, in welchem Marietta wohnte.

An der Einfahrt stand ein Gespann englischer Pferde mit Scheuklappen; ein Kutscher in Livree mit Koteletts bis zur halben Wade saß mit der Peitsche stolz auf dem Bock.

Ein Portier in ungewöhnlich sauberer Livree öffnete die Thür in den Flur, wo in noch saubererer Livree mit Treffen und einem prächtig aneinandergebürsteten Wadenbart der Ausfahrlakai und die Ordonnanz du jour in neuer schmucker Uniform standen. „Der General empfängt nicht; die Generalin ebenfalls nicht. Die Herrschaften belieben, sofort auszufahren.“

Nechljudow gab den Brief von der Gräfin Katerina Iwanowna ab, zog seine Visitenkarte heraus, trat zu einem kleinen Tisch, auf welchem ein Buch zum Eintragen der Besuche lag, und begann schon zu schreiben, daß es ihm sehr leid thäte, sie nicht getroffen zu haben, als der Lakai an die Treppe rückte, der Portier auf die Rampe hinaustrat und „Vorfahren!“ rief; die Ordonnanz aber legte die Hände stramm an die Hosennähte und folgte mit den Augen einer mittelgroßen, zarten Dame, die mit schnellen, ihrer Wichtigkeit nicht angemessenen Schritten die Treppe hinabkam.

Marietta war im großen Federhut und schwarzen Kleid, schwarzen Umhang und neuen schwarzen Handschuhen; ihr Gesicht war mit einem Schleier bedeckt.

Beim Anblick Nechljudows erhob sie den Schleier, enthüllte ein liebliches Gesicht mit glänzenden Augen und schaute ihn fragend an.

„Ah, Fürst Dmitri Iwanowitsch!“ brachte sie mit fröhlicher, angenehmer Stimme heraus. „Hätte ich geahnt . . .“

„Was! Sie wissen sogar, wie ich mit Vornamen heiße?“

„Wie sollte ich nicht; meine Schwester und ich waren ja beide in Sie verliebt.“ sagte sie auf französisch, „aber wie haben Sie sich verändert! Ah, wie schade, daß ich ausfahre. Uebrigens können wir umkehren,“ sagte sie und blieb unentschlossen stehen.

Sie sah auf die Wanduhr. „Nein, es geht nicht. Ich fahre zur Scelemesse zu Kamenskis. Sie ist schrecklich niedergedrückt.“

„Was ist das für eine Kamenskaja?“

„Haben Sie nicht gehört? Ihr Sohn ist im Duell gefallen. Zwistigkeiten mit Wosen. Der einzige Sohn. Die Mutter ist sehr niedergedrückt.“

„Ja, ich habe davon gehört.“

„Nein, ich fahre lieber hin; und Sie kommen morgen oder heute abend,“ sagte sie und ging mit schnellen, leichten Schritten zur Ausgangsthür.

„Heute abend kann ich nicht,“ erwiderte er und trat mit ihr auf die Freitreppe hinaus. „Ich habe aber ein Anliegen

an Sie,“ sagte er und schaute auf das Zuckersgepäck, das an die Treppe herankam.

„Welches denn?“

„Hier ist ein Schreiben von Tante darüber,“ sagte Nechljudow und reichte ihr ein schmales Koubert mit großem Monogramm. „Daraus werden Sie alles ersehen.“

„Ich weiß, die Gräfin Katerina Iwanowna denkt, ich habe Einfluß auf meinen Mann in Geschäften. Sie irrt sich. Ich vermag gar nichts und will nicht Partei ergreifen. Aber für die Gräfin und Sie bin ich natürlich bereit, von meinen Grundsätzen abzugehen. Um was handelt es sich denn?“ sagte sie und suchte mit ihrer kleinen, schwarz behandschuhten Hand umsonst ihre Tasche.

„Um ein Mädchen, das in der Festung sitzt; sie ist krank und gar nicht an der Affaire beteiligt.“

„Und wie heißt sie?“

„Schustowa, Lydia Schustowa. Es steht in dem Brief.“ (Fortsetzung folgt.)

## Sonntagsplauderei.

Voller und üppiger als sonst, so scheint es, rauscht heuer über uns das Grün der Bäume. Selbst schwächliche Stämme bauen in die brennende Sonne lähle Schattenastle und ihre Kronen schließen sich zu dichteren Dach. Dieses Pfingsten vermag nicht mehr das frohlich sprossende Grün der Birken zu plündern, das ausschaut, als sei ein linder Regen plötzlich im Fall in Blätter verzaubert: Groß und in die Einheit der Sommerfarbe gedunkelt erinnert das Laub schon an die Zeit der Frucht, nicht mehr ans Blühen. Eine Feier der Erstlinge des Feldes war ja auch in seinem Ursprung das Fest, mit dem in unsrer unruhigen Zeit bereits vor der Höhe des Jahres die großen Feste abschließen; in den folgenden sieben Monaten wird den Staatsbürgern nicht mehr auf zwei volle Tage Arbeitsfrohn entzogen.

Auch heute ist Pfingsten noch ein Opferfest der Erstlinge. Nur sind es nicht die Gaben des Landes, die man hingiebt. Vielmehr pflegt man an diesen Tagen die Erstlinge der Textilindustrie den Elementen zu weißen. Niemand findet ein plötzlicher Gewittersturm ein so reiches Feld verwüstender Thätigkeit wie an den Pfingsttagen, allwo die leichten Sommergewänder zum erstenmal in den rauhen Kampf ums Dasein hinausgestoßen werden. Das Wort von den geschmückten Pfingstochsen hat übrigens in diesem Brauch nicht seine Quelle. Und solch festliches Umweirer vermag um so ergiebiger mit den Schöpfungen des Menschenleibes sein Spiel zu treiben, als in dieser Zeit jeder Sterbliche auf Grund eines zwingenden Naturgesetzes überall zu finden ist, nur nicht zu Haus. Man ist Pfingsten immer unterwegs und jegliche Kreatur wird darum auch stets unterwegs vom Regen betroffen. Es ist das Fest der Freizügigkeit und zugleich eine symbolische Vorfier der Zerstörung der großen Städte, die man für ein paar Stunden überwindet, indem man sie verläßt.

Vom alten geistigen Gehalt ist dem modernen Pfingsten nichts verblieben. Es ist nicht mehr der Siegestag der Idee, die den Hohen und Niedrigen stets in fremden Zungen zu reden scheint und die dem befruchtenden Blütenstand gleich über die Welt weht und die Geister begeistert, daß ihr Denken, Fühlen und Wollen in Flammen erlodert. Man steigt nicht mehr auf die Berge, um in die weiten Lände den Jubel der Erlösung aus der Knechtschaft hinauszurufen, und nicht mehr predigt in erhabenem Ernst die Menschheit den Glauben an die siegende Macht des Gedankens, an die Gewalt des Guten und die unzerstörbare Gewalt der Vernunft. Zum mindesten sind jene Klassen dem Kult des heiligen Geistes entfremdet, die sich zu seinem Buchstaben bekennen, während gerade die ihm innerlich dienen, die sich von der äußeren Form losgesagt haben. Pfingsten ist in seinem tiefsten Gehalt recht eigentlich das Fest der Heer und Wähler, die von den Herrschenden verschönt und verfolgt, unbeirrt die Botschaft der Erlösung im heiligen Glauben an eine große Sache allen Länden, zu deren Ohren sie dringen können. Wie Pfingsten an die Gesetzgebung auf dem Sinai und die Propaganda des Christentums erinnert, so mag es in unsren Tagen zu neuer Geltung und jungem Wert gelangen, indem es zum Fest jener Kämpfer sich erhebt, die abermals zu einer befreienden Gesetzgebung die leidende Menschheit auf den Sinai zu führen streben. In jedem Flugblatt, in jeder Volksversammlung lebt der moderne Pfingstgeist, der die erste wissenschaftliche Erkenntnis, die Köpfe klärend und die Hände leitend, in die Massen hinausträgt und den großen Gedanken zur Triebfeder ihres wegbeurwunden Handelns macht.

Freilich nicht im Rausch, nicht in ekstatischer Verzückung ergießt sich heute der neue Geist über die Menschen; durch nüchterne Besonnenheit und durch zähe Arbeit gewinnt er das Volk, und der träumende Glauben ist zum zuversichtlichen Wissen geworden. Gleichwohl glüht auf dem Grunde still und thätig die Pfingstbegeisterung, sie läßt sich nicht durch die Ueberlast der Werkeltagsmühen ersticken und wartet nur auf die Stunde, daß sie in ungehämmer Thatkraft hervorbreche. Im Proletariat lebt der göttliche Funken der Begeisterung für das menschheitliche Ideal, wie ruhig, klug berechnend und sorgsam prüfend es auch für sein Ziel arbeitet. Es scheint nicht die

tausend heilig erwogenen Hammerschläge, um die Kultur zu schmieden, aber der Glauben an die Sache lenkt den Arm, bewahrt vor dem Ermatten und Verzagen, und in dieser Begeisterung liegt die Gewähr des endlichen Erfolgs. Gewiß ist es Pflicht, all die unendlichen Schwierigkeiten und Hindernisse zu sehen und zu erwägen, aber armselig die, denen die Mühsal nicht den Trost erhöht, denen nicht in der Gegenwehr die Kraft wächst. Es giebt keine größere Gefahr für die menschliche Entwicklung, als die müde verzagte Gewöhnung an unerträgliche Zustände, die schließlich wie ein unentrinnbares Naturgesetz scheinen und in deren kleinlicher Ausflucht die einzig mögliche Aufgabe erkaunt wird. Nein, man darf nimmer die Fähigkeit verlieren, sich ans dem Gegenwärtigen völlig hinauszudenken und den Flug ins Reich der freien Vernunft zu unternehmen. Man muß es, trotz allem Spott der Philister und Feiglinge, der Brutalen und Phantastelosen, wagen, pfingstfrendig in fremden Zungen zu reden — der Heimatsprache der Begeisterung.

Es ist das Zeichen niedergehender Klassen, daß der Geist ihnen nicht heilig ist und daß sie seine Ausbreitung fürchten und hemmen. Auch in unsrer bürgerlichen Gesellschaft glüht es nicht pfingstlich; das, was man Realpolitik nennt, ist die Verleugnung und Verneinung des freien Gedankens. Begeisterungslos findet man sein Genügen, dem niedrigsten Interesse wird verschlungene Maulwurfsgänge zu graben. Der Schwärmer ist ihnen ein lächerlicher Besessener oder der Todfeind, den zu vernichten die wichtigste Aufgabe der Staatsmacht ist. Statt zu der Gewalt des Geistes bekennt man sich zu dem Geist der Gewalt, der da ist der Ungest. Man glaubt an die Religion der Kanone, des rauchlosen Pulvers und der Panzerplatten. Leben vernichten ist ihnen der Zubegriff der Weltgeschichte, und der Zweck des Daseins liegt ihnen darin, die Aktienkurse zu steigern. Die Faust entscheidet alle Fragen über Recht und Unrecht — ein Thor, der sich für Ideale ereifert. Der heilige Geist ist ein Kammernärchen, an dem allenfalls die Schulkinder noch das Lesen lernen mögen, weiß nun einmal Herrkommen ist. Aber im proklischen Leben höhnt man nur über die fromme Legende vom heiligen Geist.

Zu der Pfingstwoche hat sich das Schicksal der Voeren vollendet. Herr Chamberlain, der noch zu Weihnachten ein großer Verbrecher war, weil er der Kaiserin schwerer Niederlagen, ist inzwischen zum Heros geworden, seitdem England mit Hilfe der Zahl gesiegt. Die triumphierenden Briten aber werden fromm niederknien, nachdem sie die Unabhängigkeit der Transvaalrepublik gebrochen, Tausende von Menschenleben zerstört, und zum Feste des heiligen Geistes aus dem Gesangbuch singen:

Im Geiste laßt uns Pfingsten halten,  
Geheilig werde unser Sinn.  
Denn ließt ihr noch die Sünde walten,  
Wo bliebe dann des Heils Gewinn?  
Nur das heißt neu geboren werden,  
Wenn Christi Geist auch in uns lebt  
Und unser Sinn, schon hier auf Erden,  
Durch himmlisch Thun zum Himmel schwebt.

Nach der Predigt aber werden sie singen:

Du Himmelstau, ergieße dich  
In unsre Herzen kräftiglich  
Und mach' uns sanft und milde;  
Daß unser Herz mit Lieb und Tren'  
Dem Nächsten stets verbunden sei  
Nach unsres Heilands Bilde.  
Kein Reid,  
Kein Streit  
Dich betrübe,  
Fried' und Liebe  
Müssen walten;  
Freude wolkest Du erhalten.

Danach werden die englischen „Himmelserben“ ohne Reid und Streit, friedlich-lieulich und im Geiste Pfingsten haltend durch himmlisch Thun Transvaal annellieren — die Goldminen eingeschlossen. —  
Joe.

## Don der Weltausstellung.

### 6. Ein Haus der Arbeit auf der Ausstellung.

Paris, 30. Mai 1900.

Der Arbeit ein eigenes Haus auf dieser Ausstellung zu widmen, das könnte manchem als überflüssig erscheinen, da ja doch das ganze Unternehmen seinem Wesen nach nichts andres sein kann, als ein Triumph der Arbeit. Aber es ist auch eine ganz besondere Art von Arbeit, der man in wenigen Tagen ein schönes und zierliches Heim hier einweihen wird: Es ist die organisierte proletarische Arbeit. Die großen Paläste, die ungeheuren Schauhallen, die ganze Scenerie, in der sich die Nationenkirmes abspielt, das alles ist kapitalistische Arbeit, angewendet, um dem absterbenden Kapitalismus eine verfrühte Leichenfeier mit unerhörtem Pomp anzurichten. Aber in dem bescheidenen Pavillon, von dem wir reden, wird dertweilen eine kleine Geburtsfeier gehalten, es werden darin die Arbeitsergebnisse der französischen proletarischen Genossenschaften (Cooperationen) und Gewerkschaften (Syndicate) gezeigt, das ganze Werk des organisierten Proletariats. Wir wollen uns hier nicht auf

theoretische Debatten über den Wert und die Bedeutung proletarischer Produktivgenossenschaften, Konsumvereine usw. einlassen, sondern in kurzen Zügen schildern, was wir von einem stets hilfsbereiten französischen Freunde über die Geschichte des bescheidenen Unternehmens erfuhren.

Die Idee, die Werke der genossenschaftlich organisierten Proletarier auf der Weltausstellung vorzuführen, ging vom Bürger Lemon, einem Mitgliede der Kooperativgenossenschaft „Viene“ zu Saint-Duen, aus. Lemon entwickelte dem Verbands der Genossenschaften im Jahre 1897 seinen Plan und hatte die Freude, ihn allgemein gutgeheißen zu sehen. Auf dem Genossenschafts-Kongress im Dezember 1897 wurde eine Kommission ernannt und mit den notwendigen, wie vorauszusehen war, auch sehr schwierigen Vorarbeiten betraut. Die Kommission bestand aus 21 Mitgliedern, von denen sieben den Gewerkschaften, sieben den Produktivgenossenschaften und sieben den Konsumvereinen entnommen waren. Mit Feuereifer ging man ans Werk, — um bald zu sehen, daß man außerordentlich Hilfsmittel bedürfte, um einen Erfolg erringen zu können. Unter den Arbeitern herrschte allgemeine Freude über den Plan, aber leider kann man die Freude nicht als Bausteine und die Begeisterung nicht als Mörtel verwenden, so unbedingt notwendig sie auch zum Gelingen eines großen Werks sind und stets sein werden. Die Kommission, die bis zum Anfang des Jahres 1898 die Einzelheiten des Planes fertiggestellt und die Vorverhandlungen mit den verschiedenen Arbeiterorganisationen abgeschlossen hatte, gelangte zur Ueberzeugung, daß kostenloser Ueberlassung des Platzes und die Gewährung eines städtischen oder staatlichen Zuschusses unbedingt notwendig seien. Man braucht nun nicht gerade erst nach Frankreich zu gehen, um zu erfahren, wie schwer sich die öffentlichen Gewalten entschließen, den Beutel für Arbeiter und gar für organisierte Arbeiter zu öffnen. Städtische Körperchaften, die leichtesten Herzens Tausende und Abertausende verjagen, wenn irgend ein Fürst in der Nähe gewittert wird, fallen in corpora in Krämpfe, wenn organisierte Arbeiter in Ausübung eines guten Rechts auch nur den zehnten Teil jener Summen heischen. Nachdem die vorhin schon genannte Kommission ihren Bericht erstattet hatte und darauf mit der ferneren Leitung der Arbeiten betraut worden war, lenkte sie ihre Schritte zum damaligen Handelsminister. Das Kabinett Meline war gerade am Ruder, das Ministerium jenes Manns, dem das französische Proletariat den unverwundbaren Namen „père famine“, d. h. Hungervater, wegen seiner brotvertreuenden Wirtschaftspolitik aufgehängt hat. Der Handelsminister Vouger, nichts als eine unbedeutende Kreatur Melines, empfing nach Exzellenzemanier die Arbeiter, die bei ihm wegen des Arbeitshauses vor sprachen, „mit bezaubernder Liebenswürdigkeit“. Das ist immer so: gerade wie beim Militär, so werden auch in der Bureauratie die Inhaber der höheren Chargen immer liebenswürdiger, — was ihnen in Anbetracht der professionellen Grobheit und Ungeschliffenheit uniformierter und nicht uniformierter „Stellvertreter Gottes“ ja auch nicht sehr schwer fallen kann. Exzellenzen pflegen aber nicht nur höflich, sondern häufig auch sehr schön zu sein: mit einer gewissen Taschenspieler-Eleganz verweisen sie unbehagliche Besucher an irgend einen Geheimrat, der, im höheren Hausknechtsdienst wohl bewandert, sie dann auf möglichst anständige Weise hinauswerfen oder, wenn man will: hinauskomplimentieren muß. Im vorliegenden Fall fiel die Rolle des höheren Hausknechts dem Generalsekretär der Ausstellung, Herrn Picard, zu. Als er hörte, die Arbeiter wünschten auf der Invaliden-Espanade Platz für ein eigenes Ausstellungsgebäude, da erklärte er kaltblütig, auch keinen Quadratcentimeter freien Raum in der Ausstellung mehr zur Verfügung zu haben. Aber die Arbeiter hatten nicht nur einen Platz für ihr Häuschen verlangt, sondern beim Herrn Handelsminister auch wegen eines Zuschusses von 200 000 Franken angeknüpft. Rene Liebenswürdigkeiten im „Mächtewohl — Werde-vielleicht“-Stil, neues Aufstauchen eines Geheimrats, neue Abweisung. . .

Damit schien denn der schöne Plan ein für allemal abgethan zu sein. Aber Arbeiter, die sich einmal etwas Großes vorgenommen haben, pflegen zäh und unermüdet zu sein. Ohne den Worten der Ministerexzellenz und seiner geheimräthlichen Helfer größeren Wert beizulegen, als sie verdienten, versuchten unsere Genossen die Lösung ihrer Aufgabe auf einem andern Wege. Sie wandten sich mit der Bitte um Unterstützung an den damals sehr volks- und arbeiterfreundlichen Stadtrat (conseil municipal) von Paris. War dort ihre Aufnahme auch ganz anders, als im Ministerhotel, so ließ sich doch bei der Schwerefälligkeit des städtischen Verwaltungsapparats eine gewisse Verschleppung der Angelegenheit nicht vermeiden, damit aber war das Unternehmen ganz und gar in Frage gestellt. Herrn Vouger hatte zwar inzwischen der französische Lucanus geholt, aber seine Nachfolger wollten nichts thun, bevor nicht die Stadtgemeinde von Paris den Anfang gemacht habe. Inzwischen liefen von den Arbeiterorganisationen die Beteiligungsanmeldungen immer zahlreicher ein: 140 verschiedene Genossenschaften und Gewerkschaften hatten bereits zugesagt. Das stachelte denn auch den Rat der Hauptstadt ein wenig an und man kam endlich überein, dem Pavillon auf dem Platz Duplex eine Stätte zu bereiten. Nachdem inzwischen auch der Socialdemokrat Millerand ins Handelsministerium eingezogen war, gelang es unsren Genossen leicht, für ihren vortrefflichen Zweck die erwünschte Unterstützung von 200 000 Fr. zugesagt zu erhalten, Paris spendete gleichfalls 200 000 Fr. und die Städte, in denen Arbeitsbüren existieren, außerdem noch 100 000 Fr. Damit war das Unternehmen vollends gesichert.

Inzwischen war aber auch der Dezember des Jahres 1899 herangefommen. Wenn man noch irgend etwas erreichen wollte, dann durfte kein Augenblick mehr verloren werden. Delegierte wurden nach allen Orten ausgesandt, um dort mit den Organisationen und den Behörden zu verhandeln, ein großes Fest wurde im Trocadero veranstaltet, um der immer noch schmalen Kasse eine große Einnahme zuzuführen, die Arbeiten wurden den einzelnen in Betracht kommenden Organisationen plannmäßig überwiesen. — kurz, es wurde mit Feuerreifer geschafft. Wenn das Haus in den nächsten Tagen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht sein wird, dann werden wir auch verraten, was man darin und daran sehen kann. Heute wollen wir mit der Versicherung schließen, die uns unser französischer Freund leuchtenden Auges gab: „Das Haus der Arbeit wird ein Mittelpunkt der Propaganda für die wirtschaftliche Befreiung des Proletariats sein und bleiben!“ — S.

### Kleines Heuiletton.

— Ein schönes Pfingstfest. Wie angestorben lag die Straße da. Auf den Balkonen kein Mensch. Die Fenster fast alle verhangen. Hier und da sah man noch ein paar vereinzelte Spaziergänger, aber auch sie eilten und hasteten, um wenigstens den Abend noch im Freien zu verleben. Es war ein prächtiges Pfingstweiser. Wolkenlos lag der Himmel über der Stadt. Warm und goldig leuchtete die Sonne nieder. Wer nicht unbedingt daheim bleiben mußte, hatte die engen Mauern längst verlassen. Auf dem reich geschmückten Balkon eines eleganten Hauses sah ein junges Mädchen. Sie trug eine weiße Kattschürze und im Haar ein zierliches Hamburger Häubchen, wie es die Dienstmädchen wohlhabender Familien tragen. Die Hände hatte sie lässig in den Schoß gelegt. Mit einem trauer- voll sehnsüchtigen Ausdruck sahen ihre Augen die Straßen entlang.

Da ganz, ganz unten, wo die Häuserreihen zu Ende gingen, dehnte das Feld sich in das Weite, in der Ferne begrenzt von einem schmalen Streifen, der sich dunkel vom bläublauen Horizont abhob. Das waren Gärten, das waren Wälder.

Des Mädchens Augen blieben an den Wäldern haften, ihre Gedanken flogen darüber fort, immer weiter. Da nach rechts hinüber mußte das Gut liegen — das Gut und das Dorf — ihr Heimatdorf. Sie seufzte. Wie deutlich sie alles vor sich sah! Jetzt sahen die Herrschaften wohl auf der Terrasse vor dem Herrenhause, jetzt hätte sie in das Dorf hinunter gehen können, zu den Eltern, zu Franz. Ach ja, Franz! — Eine Thräne stahl sich über ihr Gesicht. Was er wohl für ein Gesicht gemacht haben mochte, als die Herrschaft ohne sie am Pfingstsonnabend eintraf. Sie hatten sich gefreut auf dies Pfingstfest, gerade auf dieses! Nun hieß es mit dem Wiedersehen warten, bis die Herrschaften von neuem hinfahren auf das Gut. Und er sollte stattdessen geworden sein im letzten Jahre — die Mutter hatte es geschrieben, so recht stattdessen und

„Tina!“ rief ein angstvolles Stimmchen aus dem Nebenzimmer: „Tina! Tina!“

Das Mädchen schreckte zusammen. Dann sprang sie plötzlich auf und eilte dem Klange nach. In der verdunkelten Stube lag zwischen Decken und Kissen sorglich gebettet auf einem Divan ein kleiner Knabe. Sie trat an seine Seite und beugte sich zu ihm nieder:

„Hansi, was ist denn, mein Hansi-Kind?“

Er sah sie mit milden Blicken an, ein klägliches Laut kam über seine Lippen: „Mama?“

„Mama ist noch nicht hier.“ Sie rüdte einen Stuhl neben das Ruhebett und ließ sich darauf nieder, sanft schob sie den Arm unter des Kindes Köpfchen: „Nur kommt Mama aber bald zurück! Morgen schon.“

„Aber morgen ist noch so lange hin,“ er verzog den Mund zum Weinen.

„Gar nicht lange.“ Sie klopfte beruhigend seine Schulter. „Und was Mama alles mitbringen wird. Schöne, süße Kirichen, weißt Du von denen, die an der Parkmauer wachsen. Und von den Gunden wird sie Dir erzählen, von Dianas kleinen Gunden. Fünf kleine Gundenkinder hat sie — denk mal!“

Des Knaben Augen leuchteten auf, er richtete sich empor: „Hin!“

„Ja Hansi kommt auch hin. Wir fahren alle hin. — Dann wird Hansi nicht wieder krank, nicht wahr? Aber nun schlafe mein Jüngelchen.“ Sie drückte ihn in die Kissen nieder: „Wenn Mama und Papa morgen heimkommen, muß doch Hansi gesund sein, nicht wahr? Weißt doch, wenn Hansi nicht gesund ist, schickt Mama ihn wieder in die Hinterstube, dann darf er sie nicht stören, also schlaf. . . schlaf!“ Ihre Stimme schien einen beruhigenden Einfluß auf ihn zu haben, er duckte sich wieder in die Kissen nieder und ließ sich gehorsam die weiße Steppdecke über die Schulter legen. Sie blieb noch eine Weile neben ihm sitzen, dann nahm sie besinnlich den Arm unter seinem Halse fort und erhob sich, um wieder nach dem Balkon zu gehen. Im selben Moment schreckte der Knabe von neuem aus seinem leichten Halbschlummer empor und griff nach ihrer Hand: „Hier bleiben, Tina, ja?“

„Ja, ja, ich bleib' bei Dir, schlaf nur, Hansi-Kind!“ Sie ließ sich von neuem in den Stuhl gleiten und behielt die Hand des Kindes

in der ihren. Die Schatten im Zimmer stiegen, von der Straße herein klang Gesang und Räderrollen, die ersten Ausflügler leuchteten in die Stadt zurück. In roten Glutern verbräunerte der Abend. . .

„Ziehen Sie den Schürzenkel noch etwas fester, Tina — die Taille kommt so ja gar nicht heraus!“

Die gnädige Frau betrachtete ihr Spiegelbild mit prüfenden Blicken, dann seufzte sie auf:

„Ja, es ist ein Glend mit dem Jungen. Ewig ist er krank und natürlich immer dann, wenn man etwas vor hat. Sie haben wohl schon hingedacht nach Bergwalde, was?“

„O ja!“ Das junge Mädchen kniete nieder, um ihr die zierlichen Lauschuhe zuzuknöpfen.

Die gnädige Frau nickte. „Ja, ich kann es mir denken, an den Herzallerliebsten, nicht wahr? Es hat mir auch leid getan, es war zu dumm, daß Hansis Krankheit dazwischen kam. Aber wem sollte man ihn denn anders anvertrauen? Das machen Sie doch noch am besten, Tina. Hat er Ihnen viel zu schaffen gemacht?“

„Ach, durchaus nicht.“ Das Mädchen nahm einen seidenen Unterrock und streifte ihn der gnädigen Frau über die weißen Schultern:

„Am ersten Festtag hat er ja gestiebert und ich mußte bis zum Abend Eisumschläge auflegen; am zweiten war er aber ruhiger, da konnte ich am Nachmittag sogar eine ganze Stunde auf dem Balkon sitzen.“

„So, auf dem Balkon.“ Die gnädige Frau zapfte ihre Locken vor dem Spiegel zurecht. „Auf dem Balkon — das freut mich recht. Ja, sehen Sie, Tina, das freut mich wirklich, da haben Sie ja doch noch ein schönes Pfingstfest gehabt.“ —

Dorothee Goebeler.

### Humoristisches.

— Ueberprokt. Der Seppbauer und der Stadlhofer, zwei sehr begüterte „Feldhern“ des gesegneten Unterlands, sind eines Abends beim Wirt in Siglham gesessen und haben sich recht gut unterhalten. Zuletzt aber sind sie, wie es zu gehen pflegt, in eine kleine Meinungsverschiedenheit geraten, weil der Seppbauer gar nicht hat einsehen wollen, daß der Stadlhofer recht hat, so ist diesem die Geduld ansgegangen und auf „Ja und Nein“ hat er dem widershaarigen Seppbauern eine „Mordstrummwalschen“ gegeben. Er war natürlich darauf gefaßt, daß ihm der Sepp wieder eine „abstiegen“ läßt; aber der hat schnell seine Hand' in die Hosentaschen gesteckt, daß ihm keine davon aus'kommen ist, und hat nur wutentbrannt die paar Wort' g'sagt: „Dös soll Dir tener z'steh'n kommen!“ Dann ist er auf und davon.

Gesehen haben sie sich erst wieder bei der Verhandlung am Amtsgericht; denn der Seppbauer hat gleich am andern Tag geklagt. Der Herr Oberamtsrichter hat pflichtgemäß versucht, eine Versöhnung anzubahnen, die aber vom Kläger wie vom Beklagten rundweg abgelehnt wurde. „Der soll nur zahl'n“, brünst der Seppbauer auf — „oder besser wär's, er würd' g'hör' eing'pirt!“ Der Richter tritt nun in die Verhandlung ein und fordert den Beklagten auf, seine Verteidigung vorzubringen, wenn er sein Vergehen milder beurteilt wissen will. Dieser aber schüttelt den Kopf und erwidert: „Z' lang'n nix, Herr Amtsg'richt, und thät' un' a' recht strenge Straf' bitten!“ Verwundert fragt der Oberamtsrichter, ob er sich nicht verprochen habe und etwa habe sagen wollen: „um eine milde Strafe“. — „Warum net gar,“ entgegnet der Stadlhofer, „wie i' g'sagt hab', i' bitt' un' a' strenge Straf' — der Stadlhofer kann a' anständige Watsch'n auch anständi' zahl'n!“

Der Richter läßt auch auf den Urteilspruch, mit dem sich die Schöffen gern einverstanden erklärten, nicht lange warten, und der Stadlhofer wird zu 50 Mark Geldstrafe nebst Kosten verurteilt. — Ohne eine Miene zu verziehen, holt er seinen ledernen, zum Playen gefüllten Geldbeutel hervor und legt ihn schaver auf den Tisch des Hauses nieder.

Da hält sich der Seppbauer nicht länger. Mit einem Satz springt er von der Zeugenbank auf und, ehe sich dessen jemand versah, verlegt er dem Stadlhofer eine Ohrfeige, daß es nur so klatscht.

„So,“ leucht er, „da hast' es! Was Du kammst, kann i' aa'! . . . Und jetzt, Herr Amtsg'richt, thät' i' auch un' a' recht strenge Straf' bitten!“

Zu spät erwiderte ihn der Gerichtsdiener beim „Kralwattl“, um ihn auf die Zeugenbank zurückzuschleppen.

Entrüstet wendet sich der Herr Oberamtsrichter an den Beschlagenen und sagt: „Sie stellen doch selbstverständlich Strafantrag Stadlhofer?“

„J?“ sagt dieser, indem er sich die Backe reißt, mit einem höhnischen Seitenblick. „Fallt mir ja gar net ei'! Er hat mir die Watsch'n doch bloß 'geb'n, weil ihn mei' schöne hohe Straf' ärgert und er no' a' höhere krieg'n möcht', damit er mi' im Zahl'n überprok'n könn't! — Aber da bist' g'stimmt dösmal,“ fügt er, gegen den Seppbauern gewendet, hinzu, „i' stell' toan' Strafantrag und wamm' mi' suag'fälli' d'rinn bitt'! Fünfzig Mark Straf' zahl'n am Amtsg'richt für a' Watsch'n — gelt, dö's thät' Di' druden! Aber dö's lo' mir der Stadlhofer — sonst stoaner — verstanden! . . . Pfiaat' Ent' Gott!“

Und triumphierend, während der Seppbauer sich wütend gisset, verläßt er als Sieger im Ueberprogen den Saal. —

(„Flieg. Blätter.“)